

# Die Schlacht von Stalingrad : 20 Jahre danach

Autor(en): **Jacobsen, Hans-Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische  
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **129 (1963)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-40625>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift

Februar 1963

2

129. Jahrgang

Offizielles Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Adressen der Redaktoren:  
Oberst Wilhelm Mark  
Aarau, Oberholzstraße 30  
Major i. Gst. Herbert Wanner  
Hünibach bei Thun  
Müllinenstraße 34

## Zur Schlacht von Stalingrad – 20 Jahre danach

Von Hans-Adolf Jacobsen, Bonn

Bei einer Betrachtung der Tragödie von Stalingrad um die Jahreswende 1942/43, – heute vor 20 Jahren – drängen sich drei gewichtige Fragen auf: Wie ist es überhaupt zu dieser Schlacht gekommen? Wer trägt auf deutscher Seite die Verantwortung für das Opfer und Sterben der über 200000 Soldaten und Offiziere, das heißt für den Untergang der 6. Armee an der Wolga, der in der Kriegsgeschichte wohl ohne Beispiel ist? Und schließlich: Worin liegt die tiefere Bedeutung dieses historischen Ereignisses, auch unter weltgeschichtlichen Perspektiven?

Ebenso nach den ersten Rückschlägen vor den Toren Moskaus und der Kriegserklärung an die USA im Dezember 1941 hielt Hitler im Jahre 1942 an seinem letzten großen Kriegsziel fest: den Bolschewismus auszurotten, Rußland aufzuteilen und wirtschaftlich auszubeuten, sodann England in die Knie zu zwingen, um die Hegemonie Deutschlands in Europa zu errichten und damit an die Verwirklichung seines «Großgermanischen Reiches» zu gehen<sup>1</sup>.

Der deutsche Operationsplan für die Sommeroffensive 1942 ließ zunächst vermuten, daß er aus den Erfahrungen des Winters 1941/42 gelernt hatte. Hitler wollte statt der bisherigen drei Angriffsspitzen (Heeresgruppen Nord, Mitte, Süd) einen Schwerpunkt, und zwar im Südabschnitt, bilden; sein operatives Ziel war die russische Südgrenze. Im Norden sollte Leningrad erobert werden, um endlich die Verbindung mit den Finnen herzustellen. Mit der restlichen Ukraine, dem Donezgebiet und dem Kaukasus hoffte er, die «kriegswirtschaftlichen Kraftquellen» der Sowjetunion (Kohle, Erz, Öl) in die Hand zu bekommen, und auf dem Wege dorthin mußte die dem Gegner «noch verbliebene lebendige Wehrkraft endgültig» vernichtet werden.

Außerdem glaubte er, auf diese Weise auch seinen anderen großen strategischen Plan verwirklichen zu können: durch eine dreifache Zangenoperation, das heißt durch einen konzentrischen Angriff aus Libyen nach Ägypten, aus Bulgarien über die Türkei in den Irak und über Transkaukasien nach Iran zu einem Zusammenwirken deutscher Kräfte zu kommen, um die britischen Mittelmeerpositionen aufzurollen.

Doch an Stelle der ursprünglich vorgesehenen staffelweise durchzuführenden Operationen im Osten befahl Hitler Mitte Juli 1942 den gleichzeitigen exzentrischen Angriff zur Wolga und in den Kaukasus. Dieselben Kräfte, die zu Beginn der Sommer-

offensive im Süden eine Front von 800 km besetzt hatten, sollten einen Abschnitt von 4100 km (Grenzlinie) erobern und gegen Feindangriffe halten. Ganz abgesehen von den Nachschub- und Versorgungsschwierigkeiten, die dadurch entstehen mußten, befand sich nun das strategische Ziel in keiner Weise mehr im Einklang mit den vorhandenen Mitteln. Zudem bewiesen die Kampfhandlungen im Juli 1942, daß weder auf dem Wege zur Wolga noch in den Kaukasus die Masse der Roten Armee zu schlagen war. Dies war einer der entscheidenden Gründe für den späteren Leidensweg der 6. Armee.

Zwar blieben beide südlichen Angriffsflügel im August-September noch erfolgreich – die Heeresgruppe A hißte am 21. August auf dem Elbrus die Reichskriegsflagge und stieß durch den Hochkaukasus bis 30 km vor Ssuchum vor, während die 6. Armee und die 4. Pz.A. der Heeresgruppe B in den West- und Nordteil von Stalingrad eindringen – aber damit war die äußerste Leistungsgrenze erreicht. Statt nun den Entschluß zu fassen, entweder den Kaukasus oder Stalingrad aufzugeben, um den Winter in verkürzter Abwehrfront zu überstehen, versteifte sich Hitler auf die Inbesitznahme und das Halten beider Positionen, obwohl er selbst den weit vorspringenden Bogen der deutschen Front an Don und Wolga für gefährlich hielt. Aber wie so oft bei ihm: Von der Einsicht zur Konsequenz, das heißt zur Tat, war ein weiter Weg<sup>2</sup>.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Schlacht von Stalingrad im einzelnen zu beschreiben. Seit 1945 sind zahlreiche Werke erschienen, die sich ernsthaft um die historische Klärung der militärischen Ereignisse jener Monate bemüht haben. Im großen gesehen, sind *sieben bedeutsame Phasen* der ganzen Tragödie zu unterscheiden, die für eine zutreffende Beurteilung der jeweiligen Führungsprobleme wichtig sind.

Die erste (28. Juni bis 1. September 1942) ist der *Marsch auf Stalingrad*, den Doerr in seiner klassischen operativen Studie vor mehreren Jahren eindrucksvoll analysiert hat. Die zweite Phase (1. September bis 18. November 1942) umfaßt das verzweifelte und opferreiche *Ringens um die Stadt Stalingrad*, das der sowjetische Marschall Tschuikow, der Oberbefehlshaber der «legendären» 62. Armee, in seinen Erinnerungen und der sowjetische Historiker Samsonow anschaulich geschildert haben. Mit dem Beginn der *sowjetischen Gegenoffensive* nördlich und südlich von Stalingrad

grad setzt die dramatische dritte Phase ein (19. bis 24. November 1942). Ihr Verlauf, ihre Höhepunkte und Krisen sind vor allem in den Arbeiten von Heim und Görlitz kritisch dargestellt worden. Nachdem die Rote Armee die Verbände der 6. Armee und Teile der 4. Pz.A. am 23. November eingeschlossen und Hitler seinen «Aushaltebefehl» erlassen hatte, entsteht die nur mehr durch die Luft versorgte «Festung Stalingrad» (vierte Phase, vom 25. November bis 12. Dezember 1942). Die fünfte Phase beginnt mit dem Angriff der Armeegruppe Hoth; es gilt, die *Eingeschlossenen zu entsetzen*. Sie endet am 23. Dezember 1942, als sich der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don, Feldmarschall v. Manstein, unter dem Eindruck der Gesamtlage zur Einstellung des Angriffes gezwungen sieht. Damit ist das Schicksal der über 200000 Mann besiegelt. Die Aufzeichnungen von Paulus, die Memoiren von Manstein, Senger und Etterlin, Herhudt v. Rohden, besonders aber die abgewogene Studie von Wieder vermitteln einen nachhaltigen Eindruck von den schwerwiegenden Entscheidungen dieser Tage. Bis Mitte Januar 1943 reicht die sechste Phase, in der die Paulus-Armee unter unsagbaren Opfern in der einmal verfahrenen Lage immerhin *militärisch*, das heißt *operativ*, eine gewisse Aufgabe erfüllt, indem sie starke sowjetische Verbände bindet, die der Roten Armee für den gefährlichen Durchbruch nach Rostow fehlen. Ab Mitte Januar 1943 aber erfüllt sie nicht einmal diese Aufgabe mehr; die letzte Phase (bis zum 2. Februar 1943) ist ein einziges *sinntloses Aufopfern* und ein *verbrecherischer Mißbrauch* deutschen und rumänischen Soldatentums. Hitler verbietet bis zuletzt die Kapitulation der hoffnungslos Einkesselten<sup>3</sup>.

In der Literatur ist immer wieder zu Recht mit aller Schärfe die Frage nach der *Verantwortung* für das «débâcle» von Stalingrad gestellt worden, zumal die meisten Memoiren über diese Zeit lediglich Rechtfertigungen des eigenen Handelns enthielten. Daß dabei überdies die politische Seite des Geschehens weithin ausgeklammert blieb, ist für die deutsche Kriegsgeschichtsschreibung nach 1945 sehr bezeichnend. Nach allem, was wir heute wissen, besteht kein Zweifel – sehen wir einmal von den Leistungen und den großen Erfolgen der Roten Armee ab – daß *Hitler* als oberster Befehlshaber der Wehrmacht und zugleich Oberbefehlshaber des Heeres den größten Teil der Verantwortung für diese sowohl politisch wie militärisch schwerwiegende Katastrophe um die Jahreswende 1942/43 trägt; nicht zuletzt auch deshalb, weil nur er allein den Gesamtüberblick über alle Verhältnisse besaß. Die Motive für sein Handeln waren sicherlich recht vielfältig. Es verquickten sich bei ihm fast unlösbar miteinander politische, militärische und psychologische Gesichtspunkte, wie dies für den Stil seiner Politik und Kriegführung eben seit 1939 symptomatisch war. Je nach den Eindrücken der wechselhaften Lage mag der eine oder andere Grund bei ihm stärker im Vordergrund gestanden haben. Allein sie alle zusammen erklären erst, warum der «Führer» in jenen schicksalhaften Tagen so und nicht anders entschieden hat. Daß ihn seine engsten Berater nicht zutreffend über die Gesamtlage unterrichtet haben, wie er dies im Frühjahr 1943 dem Generalobersten v. Richthofen gegenüber behauptete<sup>4</sup>, ist zumindest für diese dramatische Periode des Krieges nachweisbar ein grundloser Vorwurf.

Ein besonders gewichtiges Moment war für ihn die Prestigefrage. Wer den fast ins Unerträgliche gestiegenen Gegensatz zwischen ihm und dem Generalstab des Heeres seit Kriegsausbruch kritisch verfolgt, wird ermessen, was zum Beispiel seine Antwort vom 7. November 1942 bedeutete, als General Zeitler, der Chef des Generalstabs des Heeres, in seiner Beurteilung der Lage vor einer Großoffensive Stalins im Süden warnte und Hitler schroff erwiderte: Es sei seine «alte Erfahrung», daß der Generalstab den

Gegner «grundsätzlich überschätze»; der Polen- und der Westfeldzug seien in diesem Zusammenhang «eine einzige Blamage» gewesen<sup>5</sup>. Später – im November und Dezember 1942 – zugeben zu müssen, daß er sich geirrt und der Generalstab des Heeres die Lage zutreffender beurteilt hatte, ging wider sein eigenes Dogma von der Unfehlbarkeit. Zudem raubte der Politiker dem «Strategen» Hitler die Handlungsfreiheit, als er vor der Weltöffentlichkeit am Abend des 8. November 1942 proklamierte: «Und wissen Sie, wir sind bescheiden, wir haben ihn nämlich schon (den Umschlagplatz Stalingrad)<sup>6</sup>». Was nützte es, daß der Chef des Generalstabs der Heeresgruppe B (Südfront), General v. Sodenstern, ebenso entsetzt wie mancher Offizier im Führer-Hauptquartier über so viel leichtfertigen Optimismus, den Chefadjutanten anrief und bedeutete: «Das sei noch lange nicht der Fall!» Generalmajor Schmunt hielt die Rede ja für «völlig richtig»; sie schien ihm vor allem für die «westlichen Alliierten», aber angesichts der zunehmenden Luftangriffe auch für «das eigene Volk» als eine Art Kampferspritze berechnet zu sein<sup>7</sup>.

Politisch fürchtete sich Hitler vor schwerwiegenden Rückschlägen. Ein Zurückweichen würde nicht nur unweigerlich als «Schwäche» des Systems ausgelegt werden und damit die Kampf-moral der deutschen Verbündeten untergraben, sondern auch zum Verlust wehrwirtschaftlich «lebenswichtiger Gebiete» führen. Unter keinen Umständen wollte er die militärischen Erfolge des Jahres 1942 opfern. «Wenn wir das preisgeben», äußerte er, «geben wir eigentlich den ganzen Sinn dieses Feldzuges preis; es ein zweites Mal machen», wenn man Stalingrad aufgibt und das ganze «schwere Material» zurückläßt, sei einfach «lächerlich<sup>8</sup>». Hatte die deutsche Wehrmachtführung nicht vor Moskau 1941, bei Cholm und bei Demjansk im Frühjahr 1942 ähnliche Krisen gemeistert? Auf jeden Fall wollte er zunächst abwarten, ob die Entsatzoffensive Erfolg hatte und die Luftwaffe ihr Versprechen, den Kessel zu versorgen, wahr machen konnte. Dies hatte ihm auch sein militärischer Berater, General Jodl, vorgeschlagen. Im übrigen: Erforderte nicht auch die militärische Gesamtlage einen solchen Schritt? Stalingrad war bereits die dritte Schlappe, die er im November 1942 hatte einstecken müssen. Trotz heroischen Aushaltebefehlen vermochte er den Rückzug Rommels in Libyen nicht zu verhindern: ebensowenig war es ihm gelungen, der alliierten Landung in Französisch-Nordafrika Herr zu werden. Also mußte er zumindest im Osten um Zeitgewinn spielen, da man «nicht wissen könne, was im Westen, in Afrika oder woanders passiere<sup>9</sup>».

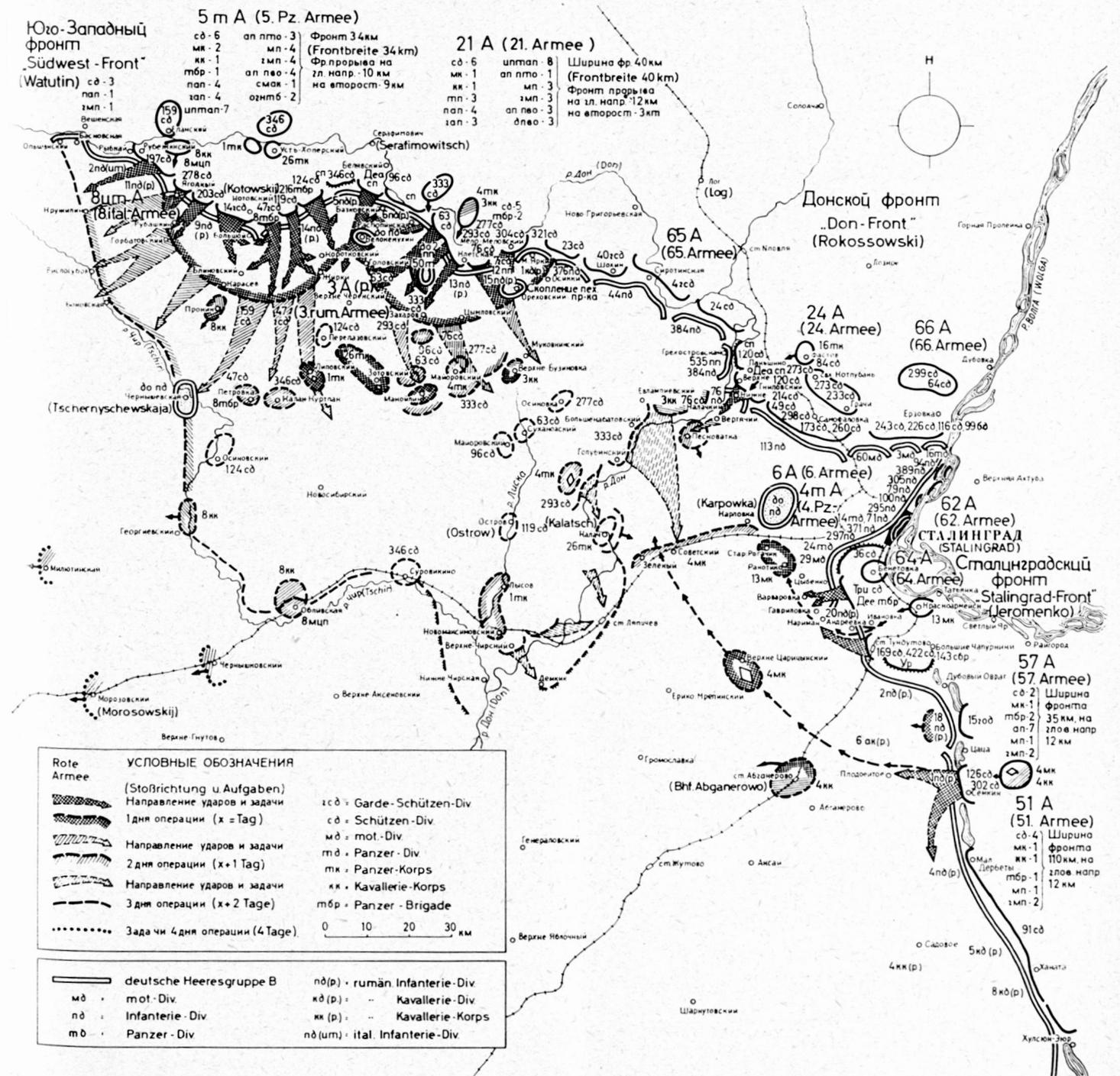
So beharrte Hitler auf dem fanatischen Grundsatz, «keinen Fußbreit Boden» aufzugeben, auch aus Furcht, daß sonst «alles in Bewegung komme»; man wisse «ja genau, wie das aussehe<sup>10</sup>». Am 20. November 1942 schrieb er an Mussolini: daß er eben zu den Männern gehöre, «die, wenn sie Schläge erhalten . . . immer entschlossener werden», und daß er «nur den einen Gedanken kenne . . . zu kämpfen . . .<sup>11</sup>». In diesem Augenblick kam das verhängnisvolle Führungsprinzip voll zum Durchbruch, das Hitler seitdem mehr und mehr praktizierte; zudem die Prestige- und Illusionsstrategie, die an Stelle des nüchternen Abwägens des Für und Wider mit entsprechenden Konsequenzen den Glaubensfanatismus an den Sieg einer totalitären Ideologie setzte. Nicht einmal die Kapitulation der 6. Armee in einer militärisch völlig hoffnungs- und bedeutungslosen Lage im Januar 1943 erlaubte er, um dadurch Tausende von Soldaten zu retten. Was zählten schon Menschenleben, für den, der bereit war, für seine Ziele notfalls Volk, Reich und Europa zu opfern!

Daß der «Führer» in diesen entscheidenden Wochen übrigens keineswegs immer so selbstsicher und «entschlossen» gewesen ist, wie er sich nach außen gab, geht aus Aufzeichnungen ver-

schiedener Augenzeugen hervor. Angesichts der laufenden Hiobsbotschaften von allen Fronten kompensierte Hitler die eigene innere Unsicherheit durch einen unbeugsamen Starrsinn, an dem alle sachlich berechtigten militärischen Einwände abprallten. Schon am 20. November 1942 war er über das, was eigentlich getan werden sollte, «völlig unsicher». Mitte Dezember blieb er zeitweilig ganz «schweigsam», ja dann «tief bedrückt<sup>12</sup>». Und der Führer des Kriegstagebuches des Wehrmachtführungstabes notierte am 21. Dezember 1942: «... Wie bisher werden wiederum keine ganzen Entschlüsse gefaßt... es scheint, als wenn der Führer dazu nicht mehr fähig sei...<sup>13</sup>».

Indessen: Es wäre zu billig und zu vereinfachend, die Schuld für die Tragödie an der Wolga allein auf Hitler abzuwälzen, wie dies bisher vielfach geschehen ist. Zweifellos fällt ein großer Teil der Verantwortung auch auf seine militärischen Ratgeber und

Führer, unter ihnen an erster Stelle auf den «zweiten» Mann im damaligen Staate: Göring. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe hat sich für die Luftversorgung der im Kessel Eingeschlossenen verbürgt. Damit lieferte er Hitler das wichtige Argument zum Einigeln der 6. Armee. Mit seiner so häufig praktizierten Geste unbedingter Einsatzbereitschaft, schon allein um «seinem Führer» zu imponieren, seinen arg gelittenen Ruf wiederherzustellen und ohne Prüfung der wahrscheinlichen Transportmöglichkeiten, hat er «ungeheuer stark» täglich 500 t Versorgungsgüter zugesagt. Seine Luftwaffe würde bei jedem Wetter fliegen, erklärte er, so daß Hitler über den «Reichsmarschall begeistert war», der «schaffe das, wie in früheren Zeiten; dort sei nicht der Kleinmut wie bei vielen Stellen des Heeres<sup>14</sup>». Anfang Februar 1943 hat Göring unumwunden zugegeben, daß er zu «Beginn der Stalingradperiode» selbst in «Optimismus gemacht» und den «Führer in



Der sowjetische Operationsplan zur Gegenoffensive nördlich und südlich von Stalingrad im November 1942 (Aus: Tschuikow, «Der Anfang des Weges»)

seinem Entschluß, dort stehen zu bleiben, unterstützt» habe. Zuerst hätte es «doch so ausgesehen, als ob es nur ein vorübergehender Kessel» sein würde<sup>15</sup>.

Gegen ein derartig leichtfertiges, ja unverantwortliches Versprechen haben weder der Chef des Generalstabs der Luftwaffe, Generaloberst *Jeschonnek*, noch der Generalquartiermeister der Luftwaffe, General der Flieger *Seidel* – beides Fachmänner auf ihrem Gebiet –, wie es ihre Pflicht und notwendig gewesen wäre, energisch Einspruch erhoben, indem sie etwa auf Grund sorgfältiger Berechnungen und an Hand des Tatsachenmaterials von Cholm und Demjansk ihr «Non possumus» gesprochen haben. Offenbar entsprach es der Eigenart Jeschonnes eher, die Wünsche und Befehle «seines Führers» zu vollstrecken, nicht aber Kritik an dessen Entscheidungen zu üben. Wenigstens ist er vom November 1942 bis zum Januar 1943 immer wieder mit «törichten Reden» den berechtigten Argumenten des Generalobersten v. Richthofen ausgewichen<sup>16</sup>.

Den Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall *Keitel*, und den Chef des Wehrmachtführungsstabes, General *Jodl*, kann man bei dieser Kritik ausklammern: der erste mag in gewohnter Weise dazwischengeredet haben, im Grunde aber «von keiner Sachkenntnis» getrübt gewesen und wiederholt als «Scharfmacher» aufgetreten sein, hinter dem sich Hitler, wie «schon öfter in solchen Fällen», verschanzen konnte. Jodl hat sich am 20. November dafür eingesetzt, der Heeresgruppe die Entscheidungsfreiheit zu überlassen und einen Tag später vorgeschlagen, die Wolgafront beim Armeekommando 6 «völlig zu entblößen»; er fand jedoch kein Gehör. Schließlich scheint er Hitler geraten zu haben, erst einmal den Verlauf der Entsatzoffensive abzuwarten. Eine nennenswerte Verantwortung für Stalingrad trägt er jedoch nicht; infolge der sogenannten «Nachrichtensperre» durch das Oberkommando des Heeres war er nicht lückenlos unterrichtet, im übrigen oblag ihm auch die Kriegführung auf den sogenannten OKW-Kriegsschauplätzen<sup>17</sup>.

Um so wichtiger ist es, auf die Rolle des Chefs des Generalstabs des Heeres einzugehen. Entsprechend seiner Dienstanweisung war dieser zwar nicht mehr wie in früheren Zeiten formell für die operative Führung verantwortlich; dennoch war er ihr Träger «in Gedankenführung und Ausführung». Dies traf im besonderen für den sogenannten OKH-Kriegsschauplatz – Rußland – zu. General *Zeitler* besaß zudem fraglos großes Ansehen, anderenfalls hätte ihn Hitler kaum am 24. September 1942 zum Nachfolger des Generalobersten Halder ernannt.

Über das, was sich im Oberkommando des Heeres im einzelnen abgespielt hat, sind wir leider nur sehr schlecht unterrichtet. Der Chef des Generalstabs hat sein Verhalten während der Schlacht um Stalingrad als einen einzigen verzweifelten Kampf um den Ausbruch der 6. Armee geschildert<sup>18</sup>. Aber war es wirklich so? An Hand der Aufzeichnungen von Augenzeugen läßt sich nachweisen, daß *Zeitler* von Anfang der Krise an für den Gesamtausbruch der 6. Armee nach Südwesten eingetreten ist. Doch hat er sich tatsächlich in jeder Phase des Geschehens mit letzter Konsequenz, ohne Rücksicht auf seine Person und sein inneres Verhältnis zu Hitler, eingesetzt? Hat er wirklich Hitler gegenüber das Festhalten an Stalingrad als ein «Verbrechen» bezeichnet<sup>19</sup>? Gewiß: Wiederholt hat er dem Führer in den Lagebesprechungen widersprochen, mit «beschwörenden Worten» und mit «erstaunlicher Energie<sup>20</sup>»; hinsichtlich der Luftversorgung hat er seine schweren Bedenken angemeldet. Aber so manches Mal scheint er nur «zaghaft» oder wenig «präzise» argumentiert<sup>21</sup>, lediglich «ohne Stellungnahme» vorgetragen zu haben, vielleicht auch unter dem wachsenden Eindruck: «Man spricht oft zum Führer wie gegen eine Wand<sup>22</sup>.» Mitte Januar hat er Hitler in

schärferen Formen vorgeworfen, daß er «wohl nicht ganz den Ernst der Lage» kenne<sup>23</sup>. Ja, und später mag *Zeitler* tief bereut haben, daß er «nach Stalingrad nicht den ganzen Krempel hingeschmissen» hat<sup>24</sup>. Im ganzen aber hinterließ er im Führerhauptquartier auf die Beteiligten doch einen «enttäuschenden Eindruck», wie wenig er sich durchsetzte, und wie schnell er sich «höheren Entscheidungen kampfflos» beugte<sup>25</sup>. Vertraute auch er schließlich insgeheim mehr auf den selbständigen Ausbruch der 6. Armee?

Auf der Ebene der Heeresgruppe stehen Generaloberst v. Weichs und Generalfeldmarschall v. Manstein in der Kette. *Weichs*, dem die rumänischen Armeen, die 6. Armee und die 4. Pz.A., de facto bis zum 26. November 1942 unterstanden, hat zusammen mit seinem Chef des Generalstabs, General v. Sodenstern, als erster den vollen «Ernst der Lage» erkannt und sofort befohlen, den Kampf um die Stadt Stalingrad einzustellen, um für die bedrohten Flanken Reserven frei zu bekommen. Allein er versäumte es, zur gleichen Zeit ein Loslösen von der Stadt anzuordnen. In seiner Beurteilung der Lage vom 23. November, die mit der Auffassung des Generals Paulus übereinstimmte und die er durch Fernschreiben Hitler übermitteln ließ, forderte er Handlungsfreiheit für das Durchschlagen der 6. Armee nach Südwesten, da er eine Versorgung aus der Luft für unmöglich hielt. Eine solche Operation würde zwar hohe Opfer fordern, diese stünden aber in keinem Verhältnis zu denen, die der Armee in einem Kessel «unvermeidlich» beim Aushungern entstehen würden. Wie es scheint, war *Weichs* in den Vormittagsstunden des 24. November 1942 gewillt – als noch keine Antwort aus dem Führerhauptquartier vorlag –, den Ausbruch auf eigene Verantwortung zu befehlen. Dann traf Hitlers Weisung zum Einigeln ein, in der dieser besonders an die «Tapferkeit» der Truppe appellierte. Gegen diesen Führerbefehl zu handeln, hat *Weichs* nicht gewagt; er beugte sich wider besseres Wissen, wenn er auch nicht unterließ, sich im Sinne seiner Ausführungen vom 23. November «müde zu melden». Hinzu kam, daß Hitler immer wieder unter Umgehung der Heeresgruppe den Einsatz von Verbänden anordnete und damit das Durcheinander ständig vergrößerte<sup>26</sup>.

Als Generalfeldmarschall v. *Manstein* am 28. November 1942 den Oberbefehl über die Heeresgruppe Don an Ort und Stelle übernahm<sup>27</sup>, waren die wichtigsten Entscheidungen bereits gefallen. Nachdem er den ersten Überblick über die Lage im Abschnitt seiner Heeresgruppe gewonnen hatte, war er «geradezu erschüttert über die Entscheidung des Führers»; seiner Meinung nach hätte die 6. Armee sofort nach Südwesten ausweichen müssen, um der tödlichen Umklammerung zu entgehen. *Manstein* hat diese seine Auffassung immer wieder mit allem Nachdruck nach oben und auf allen nur erdenklichen Wegen vertreten. Sein Auftrag, die alte Lage wiederherzustellen, war unter den gegebenen Umständen äußerst schwierig. Als die Armeegruppe Hoth sich Mitte Dezember bis auf 60 km an den Südteil des Kessels herangekämpft hatte, um die Eingeschlossenen zu entsetzen, beantragte *Manstein* den Ausbruch der 6. Armee; nur so sei die Verbindung nach Stalingrad herzustellen und die «Masse der Armee» zu retten. Einen Tag später wiederholte er seinen Antrag; diesmal noch dringender. In der Hoffnung, sich bei Hitler endlich durchzusetzen, befahl er in den Nachmittagsstunden des 19. Dezember der 6. Armee, möglichst bald zum Angriff «Wintergewitter» (Ausfall mit beschränktem Ziel) anzutreten; die Entwicklung der Lage könne dazu zwingen, daß dieser Auftrag zum Durchbruch zu Hoth an die Myschkowa erweitert würde. Doch dürfe dieser erst «auf ausdrücklichen Befehl ‚Donnerschlag‘ (Gesamtausbruch der 6. Armee)» in Kraft treten. Indessen: Hitler blieb «unerschütterlich». Er lehnte immer mit den gleichen Argu-

menten ab; jetzt auch deshalb, weil er in dieser Phase der Schlacht offenbar nicht mehr an die Rettung der Armee glaubte.

Allein Manstein ließ nicht locker; bis zum 25. Dezember kämpfte er verzweifelt für den Gesamtausbruch der 6. Armee. Jedoch stets von neuem mußte er das Armeekommando 6 vertrösten: «Vollmacht darf ich heute noch nicht geben; hoffe auf eine Entscheidung morgen» (23. Dezember) ... «Vom Oberkommando des Heeres haben wir Ihre Wege immer noch keine Entscheidung...» (24. Dezember) ... «Noch keine Entscheidung eingegangen...» (25. Dezember 1942)<sup>28</sup>. In diesen Tagen befand sich Manstein bereits in einem tragischen Dilemma, das ein gerechtes nachträgliches Urteil besonders erschwert: Am 16. Dezember war die Rote Armee aus dem Raume Woronesh in Richtung Rostow zum Angriff angetreten. Der sich bald gefährlich ausweitende Durchbruch zwang das Heeresgruppenkommando am 23. Dezember, den Einsatzvorstoß einzustellen, um mit den freiwerdenden Kräften die bedrohte linke Flanke abzustützen. In einem Fernschreiben an das Oberkommando des Heeres vom gleichen Tage wies Manstein auf die drei Möglichkeiten seiner Heeresgruppe hin: Verbleib der Paulus-Armee im Festungsbereich; ob dafür die Luftversorgung mit 550 t pro Tag sichergestellt werden könne, übersehe er nicht. Oder: Die 6. Armee bricht so bald wie möglich aus, auch auf das Risiko hin, daß «sie nicht durchkommt». Daß dann bei «Freiwerden der sie einschließenden Kräfte auch die Kaukasusfront erledigt ist», sei klar. Und schließlich: Verstärkung der Armeegruppe Hoth durch 2 Panzer- und 1 motorisierte Division, um eine erneute Entsatzoffensive einzuleiten<sup>29</sup>. In der «Festung Stalingrad» waren rund 22 Divisionen (davon 2 rumänische) eingeschlossen. Wäre den sowjetischen Heeresgruppen Südwest- und Donfront der beabsichtigte Durchbruch nach Rostow gelungen, hätte das unter Umständen den Zusammenbruch der ganzen deutschen Südfront im Osten bedeuten können. Dabei standen weitere 60 Divisionen auf dem Spiel, das heißt, nicht nur über 200 000 Mann im Kessel drohte eine Katastrophe, sondern 1 Million Soldaten. Bestand in diesem Augenblick nicht die Gefahr eines «Super-Stalingrads»? Unter anderem erkannte dies auch der Kommandant der 9. Flak-Div. General Pickert, als er am 19. Dezember 1942 in sein Tagebuch schrieb: «... Wenn die Italiener (8. Armee) so zusammenbrechen wie die Rumänen, wird unsere Lage aussichtslos, und darüber hinaus bricht dann die Südfront einschließlich Kaukasus zusammen. Das kann der Anfang vom Ende sein. Herr schütze unser Deutschland<sup>30</sup>!»



Am 2. Februar stellt der Nordkessel den Kampf ein

Nach sowjetischen Angaben sind die deutschen Verluste:  
240 000 Tote und 130 000 Gefangene

Im Bild ein gefallener deutscher Offizier

Aus «Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten», 2. Band,  
Besprechung in dieser Nummer Seite 95



Deutsche Infanterie in den Schützengräben in Stalingrad  
Aus «Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten», 2. Band,  
Besprechung in dieser Nummer Seite 95

Manstein hat Ende Dezember verbittert den Antrag gestellt, doch Göring mit der Führung der Heeresgruppe und der Luftflotte 4 zu beauftragen, da er ja «immer behauptete, die Lage wäre weder hier noch bei Stalingrad so gespannt, wie stets gemeldet würde». Aber Hitler weigert sich, den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don zu sprechen, geschweige denn, ihn zur Berichterstattung kommen zu lassen. Generaloberst v. Richthofen gewann Anfang Januar 1943 den Eindruck, daß Manstein «fertig» sei; «er sieht uralt aus». Ihm sei auch jede Möglichkeit «der Führung genommen, da immer noch jedes Bataillon von allerhöchster Stelle her eingesetzt» würde. Angesichts der Unnachgiebigkeit Hitlers, Mitte Januar die Kapitulation der 6. Armee zu genehmigen, war Manstein völlig verzweifelt; alle seine Vorschläge und Anregungen blieben nicht «nur ohne Reaktion, sondern sogar ohne Antwort<sup>31</sup>». Und trotzdem: Auch wenn wir die überaus kritische Lage seiner Heeresgruppe, seine psychische wie physische Belastung und die Unwägbarkeiten der Führung im Kriege berücksichtigen, ist festzuhalten: nicht einmal er hat das Äußerste in dieser Lage gewagt: nämlich klar und unmißverständlich in eigener Verantwortung der 6. Armee wider die Weisung Hitlers den Gesamtausbruch<sup>32</sup> zu befehlen oder schließlich die spätestens Mitte Januar 1943 erforderliche Kapitulation.

Und was ist zu dem Verhalten des (Generalobersten) Generalfeldmarschalls Paulus und seines Chefs des Generalstabs, General Schmidt, zu sagen? Beide haben zu Beginn der sowjetischen Offensive wahrscheinlich stärker zum Halten der Stellungen geneigt, unter dem Eindruck der drohenden Umklammerung aber dann unmißverständlich um Handlungsfreiheit für den Ausbruch nach Südwesten gebeten. Paulus hat sich in den Krisenwochen zu keinem Zeitpunkt den Befehlen seiner ihm übergeordneten Kommandobehörde versagt; niemals ist es ihm in den Sinn gekommen, eigenmächtig gegen den Befehl des Generalobersten

v. Weichs oder des Generalfeldmarschalls v. Manstein zu handeln. Dazu glaubte er um so weniger Berechtigung zu haben, als er seinen Vorgesetzten vertraute und diese seiner Meinung nach allein beurteilen konnten, was im Rahmen der Heeresgruppe notwendig und möglich sei. Der Oberbefehlshaber der 6. Armee hat später in seinen Aufzeichnungen dazu geschrieben: «Zum System erhoben, führt ein derartiges Handeln gegen die Pläne der Gesamtführung zu einer Anarchie in der Führung<sup>33</sup>.»

Freilich entstand gerade in den kritischen Dezembertagen im Führerhauptquartier der Eindruck, daß im Armeeoberkommando 6 «Oberbefehlshaber und Chef nicht einig» seien, General Schmidt den «Ausbruch für unmöglich halte» – was dieser heute bestreitet! –, zudem Paulus «seine Generale nicht mehr in der Hand» habe. General v. Seydlitz sei ausgesprochen «defätistisch» eingestellt. Letzterer hatte in einer weitsichtigen Beurteilung der Lage bereits am 25. November 1942 gefordert, sich die «verhinderte Handlungsfreiheit selbst zu nehmen und von der heute noch vorhandenen Möglichkeit, die Katastrophe durch eigenen Angriff zu vermeiden, Gebrauch zu machen, sollte das Oberkommando des Heeres den Befehl zum Ausharren in der Igelstellung nicht unverzüglich «aufheben<sup>34</sup>». Mögen im Zusammenhang mit den beiden Operationen «Wintergewitter» und «Donnerschlag» auch noch längst nicht alle Fragen geklärt sein, so dürfte doch feststehen, daß die Armeeführung Mitte Dezember auf Grund des langsamen Vorwärtkommens der Entsatzarmee, der Stärke der feindlichen Einschließungskräfte und der eigenen katastrophalen Versorgungslage auf allen Gebieten berechtigte Zweifel an Erfolg des Ausbruchs hegte. Immerhin zog es den Gesamtausbruch («Donnerschlag») dem bereits befohlenen Teilausbruch («Wintergewitter») vor. Aber es bleibt doch bestehen, was Heim in seinem Kapitel über Stalingrad geschrieben hat, daß nämlich «trotz allen Bemühungen in dieser entscheidenden Frage zwischen den höchsten Kommandostellen (Heeresgruppe und Armeeoberkommando 6) keine volle Klarheit zustande gekommen ist<sup>35</sup>». «Ich stehe hier auf Befehl», lautet eine Zeile eines Briefes, den Paulus aus dem Kessel nach Hause schickte; sie charakterisiert am besten Haltung und Verhalten des Oberbefehlshabers der 6. Armee, der sich auch Mitte Januar 1943 nicht zu einem selbständigen Entschluß durchzuringen vermochte, um durch eine Kapitulation dem Sterben seiner Leute Einhalt zu gebieten<sup>36</sup>.

Die Bilanz ist erschütternd: Keiner der genannten Offiziere ist in dieser militärischen Ausnahmesituation über sich hinausgewachsen. Keiner der durchweg hochbefähigten Führer hat die Entschlossenheit aufgebracht und den persönlichen Mut bewiesen, gegen die Entscheidung Hitlers beziehungsweise seiner vorgesetzten Kommandobehörde zu handeln, obwohl sie den Ernst der Lage erkannt und die wahrscheinlich beste Lösung immer wieder vorgeschlagen haben. Lediglich untereinander haben sie aus ihrem «Herzen keine Mördergrube» gemacht und mit harten Worten über die Führung «oben» nicht gespart. So gilt für sie alle in den Tagen von Stalingrad – cum grano salis –, was Generaloberst v. Richthofen resigniert am 25. November 1942 vermerkte: «... Jetzt ist man, operativ gesehen, hochbezahlter Unteroffizier<sup>37</sup>.» Ebenso trifft etwas von dem, für sie zu, zu dem sich General Warlimont in dem Vorwort seiner Erinnerungen bekannt hat, daß die gefürchteten «Schicksalsmächte der Alten» an ihnen nicht spurlos vorübergegangen seien: Der Koros, der die Seelen blendet im Erfolg; die Hybris, die den Geblendeten mit dem Verlust des geistigen und seelischen Gleichgewichts bedroht, und die Atae schließlich, die ihn bei solcher Verfassung meinen läßt, das Unmögliche erzwingen zu können<sup>38</sup>.

Ohne Ausnahme stehen die oben angeführten Offiziere in der

*Kette der gestuften Verantwortung*, das heißt: je höher ihre Dienststellung, je größer ihr Einblick in die Gesamtlage und das Wissen um das Leistbare gewesen ist, desto mehr Verantwortung tragen sie für das Geschehen. Es widerspricht jeder soldatischen Tradition, den «schwarzen Peter» der untersten Kommandobehörde (dem Armeeoberkommando 6) zuzuschieben; diese nimmt eigentlich erst die letzte Stelle in der Reihe der Verantwortlichen ein. Im übrigen offenbart sich hier, wie lang doch die Zeit zurücklag, daß es zu den klassischen Grundsätzen der Strategie zählte, die soldatischen Führer dazu zu erziehen, «frei zu denken» und «als Teile eines Schlachtenganges nach eigener Wahl die richtigen Mittel zu treffen» (Schlichting); Scharnhorst nannte das nach den «Umständen agieren» können<sup>39</sup>!

An den militärischen Problemen der Schlacht um Stalingrad wird außerdem deutlich, in welchem Umfange das Führungsinstrument der deutschen Wehrmacht bereits durch Hitler ausgehöhlt worden war und sich das Chaos der Spitzengliederung auszuwirken begonnen hatte. Ein Augenzeuge im Führerhauptquartier notierte am 22. Dezember 1942, es herrsche «tiefste Depression<sup>40</sup>». Fast alle hätten gehofft, daß Paulus, bei allem Risiko, «nunmehr selbständig ausbrechen» würde; mit der Masse wäre er wahrscheinlich durchgekommen, wenn auch unter großen Verlusten. General Jodl «sprach sehr ernst, und man merkte, daß auch er mit diesem selbständigen Entschluß fest gerechnet hatte, desgleichen auch bestimmt der Chef des Generalstabs des Heeres und die Heeresgruppe Don». War das nicht in der Tat eine mehr als abschüssige Entwicklung deutschen soldatischen Führertums: von den Untergebenen zu erwarten, wozu man selbst nicht die persönliche Verantwortung – aus welchen Gründen auch immer – übernehmen wollte!

Gewiß, erst wenn alle erhalten gebliebenen Dokumente und Aufzeichnungen, die heute in Alexandria bei Washington lagern, der zeitgeschichtlichen Forschung rückhaltlos zur Verfügung gestellt und sodann die zum Teil divergierenden Aussagen der noch lebenden Zeugen, unter ihnen Zeitler, Manstein, Schultz, Busse, Schmidt und Seydlitz, kritisch analysiert werden, können viele der noch schwebenden Kontroversen geklärt werden. Erst dann wird es möglich sein, die Anteile für die militärische Verantwortung dieser Katastrophe noch sorgfältiger abzuwägen, Versagen und Leistung, Mögliches und Unmögliches schärfer voneinander zu trennen, aber auch die Heer- und Armeeführer mit ihren Chefs besser zu verstehen, die unter dem Eindruck eines mörderischen Infernos, einer unbeugsamen, bis dahin trotz allem noch immer «erfolgreichen» «obersten Führung», eines beschränkten Überblicks über die Gesamtverhältnisse und eines gefährlichen Gegners ihre Entscheidungen treffen mußten. Bei aller im einzelnen sicherlich berechtigten Kritik, die angedeutet wurde, sollte der Historiker nicht vergessen, daß wohl nur derjenige ein gerechtes Urteil über Tun und Lassen dieser Offiziere fällen kann, der voll selbst durch die Erprobung gegangen, in der gleichen Erziehung groß geworden und in der gleichen Stellung zum Handeln gezwungen war.

Überhaupt scheint die Frage nach den Anteilen der Verantwortung für den Untergang der 6. Armee nicht das eigentlich Entscheidende bei einer historischen Rückschau zu sein, so wichtig es auch sein mag, hierüber Klarheit zu gewinnen und das Prinzip der gestuften Verantwortung von oben nach unten anzuerkennen. Joachim Wieder hat in seiner glänzenden Analyse «Kritische Betrachtungen nach 20 Jahren über die Schlacht von Stalingrad» das viel gravierendere Problem angeschnitten<sup>41</sup>. Nur hat er die gestellte Frage leider nicht konsequent bis zum logischen Ende durchdacht und beantwortet. Wenn er fragt, ob denn «das befohlene Sterben von rund 200000 Menschen nicht von

vornherein schwer vereinbar mit dem *Sittengesetz*» gewesen sei, und folgert, daß die «Tragödie an der Wolga alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stelle», so ist dies als Feststellung eines ehemaligen Stalingradoffiziers durchaus verständlich. Doch war es zulässig, diese fundamentalen sittlichen Maßstäbe erst dann zur Beurteilung des Geschehens anzulegen, als die erste weithin sichtbare deutsche militärische Niederlage eintrat? Ist denn das Ausmaß einer Niederlage oder gar die Niederlage allein erst das Kriterium für die Bewertung einer sittlichen oder unsittlichen Handlung? Verfällt man damit nicht erneut einem gefährlichen Erfolgsdenken, das heißt einem Denken, das den Erfolg zum obersten Maßstab der eigenen Wertordnung erhebt? Etwa in dem Sinne, wie es Keitel in seinen Memoiren einmal ausgedrückt hat: «Den Soldaten überzeugt nichts so sehr wie der Erfolg!»

Man darf hier nicht auf halbem Wege stehenbleiben; es gilt, den Mut zu haben, konsequenter zu fragen und konsequenter zu antworten: Wurde der Glaube der deutschen Soldaten nicht schon am 1. September 1939 betrogen, die Treue verraten und der Gehorsam problematisch? Widersprachen nicht schon die Überfälle auf Polen, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien und Luxemburg, Jugoslawien, Griechenland und Rußland dem «Sittengesetz»? Waren dann die Gefallenen und Vermißten der Jahre 1939 bis 1942, fast 1 Million, für eine bessere und gerechtere Sache gestorben als die, die in Stalingrad ihr Leben ließen?

Hier liegt doch das eigentliche Krebsgeschwür: Von Anfang an ging es nicht um «hohe, edle Ziele», wie es die nationalsozialistischen Machthaber vorgaukelten, sondern um maßlose, wahnwitzige, ja verbrecherische Ziele – die der Mehrheit des deutschen Volkes unglücklicherweise in Umfang und Dimensionen verborgen blieben. Das schier unlösbare Dilemma hätte schon nach den ersten großen militärischen Erfolgen für den Einsichtigeren erkennbar werden müssen. Ein so kluger und scharfsinniger Beobachter wie Ulrich von Hassell, der nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet wurde, schrieb im Sommer 1940 in sein Tagebuch: «Niemand kann die Größe des von Hitler (Erreichten) bestreiten. Aber das ändert nichts am inneren Charakter seiner Taten und an den grauenhaften Gefahren, denen nun alle höheren Werte ausgesetzt sind. Ein dämonischer Spartakus kann nur zerstörend wirken<sup>42</sup>.» Und General v. Senger und Etterlin erinnerte sich: «In den stillen Stunden der Besinnung nach dem reißenden Tempo des (West-) Feldzuges 1940 wurde mir die eigentliche Tragödie deutlicher. Sie mußte die Tragödie aller Offiziere Hitlers sein: Sie würden für den Sieg tapfer kämpfen und die Niederlage aus Vaterlandsliebe wünschen müssen<sup>43</sup>!»

Wenn daher aus all dem Vergangenen für Deutschland eine gewisse Lehre zu ziehen ist, dann vor allem in dem Sinne des *principiis obsta* – wehret den Anfängen, das heißt in dem Geiste von Generaloberst Beck, dem ehemaligen Chef des Generalstabs und späterem Haupte der Militäropposition gegen Hitler, der schon vor Kriegsausbruch – 1938 – darauf hingewiesen hatte, die Geschichte werde die höchsten soldatischen Führer «mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln. Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbietet. Finden ihre Ratschläge und Warnungen in solcher Lage kein Gehör, dann haben sie das Recht und die Pflicht vor dem Volk und vor der Geschichte, von ihren Ämtern abzutreten. Wenn sie alle in einem geschlossenen Willen handeln», erklärte Beck, sei die Durchführung eines Angriffskrieges unmöglich. «Sie haben damit ihr Vaterland vor dem Schlimmsten, vor dem Untergang, bewahrt<sup>44</sup>.»

*Stalingrad* bleibt auf der einen Seite das Symbol für die Maßlosigkeit Hitlerscher Kriegsführung, zugleich einer der entscheidenden militärischen Wendepunkte im zweiten Weltkrieg; darüber hinaus auch ein besonderer Kristallisationspunkt für den Mißbrauch deutschen Soldatentums. Auf der anderen Seite ist *Stalingrad* einer der bedeutendsten Marksteine in der Geschichte der Sowjetunion auf dem Wege zur Weltmacht. Ohne Stalingrad kein 1945, kein Prag (1948) und kein Ostblock. Stalingrad (heute Wolgograd) ist nicht zuletzt das Symbol für den Triumph eines totalitären Systems, das unser Schicksal von heute und morgen mitbestimmt.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Zu Hitlers Kriegszielen vergleiche jetzt: L. Gruchmann, «Nationalsozialistische Großraumordnung», Stuttgart 1962; «Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus 1933 bis 1945», herausgegeben von H.-A. Jacobsen und W. Jochmann, Bielefeld 1961 ff. (bisher 6 Lieferungen).

<sup>2</sup> Hierzu jetzt grundlegend: A. Philippi und F. Heim, «Der Feldzug gegen Sowjetrußland 1941 bis 1945», Stuttgart 1962.

<sup>3</sup> Vergleiche «Entscheidungsschlachten des zweiten Weltkrieges», herausgegeben von H.-A. Jacobsen und J. Rohwer, Frankfurt 1960, S. 568 (Literaturverzeichnis zur Schlacht von Stalingrad – einschließlich der Sowjetunion).

<sup>4</sup> Tagebuch des Chefs der Luftflotte 4, Generaloberst Freiherr von Richthofen, vom 11. Februar 1943 (Abschrift im Besitz des Verfassers).

<sup>5</sup> Aufzeichnungen des Heeresadjutanten Hitlers, Major Engel, vom 7. November 1942 (Abschrift im Besitz des Verfassers).

<sup>6</sup> Vergleiche H.-A. Jacobsen, 1939 bis 1945. «Der zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten», 5. Auflage 1961, S. 354 f.

<sup>7</sup> Aufzeichnung Engel (siehe Fußnote 5) vom 10. November 1942.

<sup>8</sup> Vergleiche jetzt: «Hitlers Lagebesprechungen», herausgegeben von H. Heiber, Stuttgart 1962, S. 71 ff., vor allem S. 84.

<sup>9</sup> Aufzeichnungen Engel (siehe Fußnote 5), vom 26. November 1942.

<sup>10</sup> Ebda.

<sup>11</sup> Vergleiche W. Warlimont, «Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939 bis 1945», Frankfurt am Main 1962, S. 289.

<sup>12</sup> Aufzeichnungen Engel (siehe Fußnote 5), a. a. O.

<sup>13</sup> Warlimont, a. a. O. (siehe Fußnote 11), S. 290.

<sup>14</sup> Aufzeichnungen Engel (siehe Fußnote 5), a. a. O., vom 25. November 1942.

<sup>15</sup> Tagebuch Richthofen (siehe Fußnote 4), a. a. O., vom 10. Februar 1943.

<sup>16</sup> Ebda. (vom November 1942 bis Januar 1943).

<sup>17</sup> Vergleiche Aufzeichnungen Engel (siehe Fußnote 5), vom 20. November 1942; 21. November 1942; 26. November 1942, auch: Warlimont, a. a. O. (siehe Fußnote 11), S. 291 ff.

<sup>18</sup> K. Zeitzler, «Stalingrad», in: «The fatal decisions», New York 1956.

<sup>19</sup> Ebda. (in der Taschenbuch-Ausgabe 1958, S. 153). Vergleiche auch die Rückübersetzung bei J. Wieder, «Stalingrad und die Verantwortung des Soldaten», München 1962, S. 307.

<sup>20</sup> Aufzeichnungen Engel, a. a. O. (siehe Fußnote 5); Tagebuch Richthofen, a. a. O. (siehe Fußnote 4).

<sup>21</sup> Ebda. (vor allem 7. November 1942; 24. November 1942; 25. November 1942).

<sup>22</sup> Aus der Aufzeichnung des ehemaligen Adjutanten Zeitzlers, des späteren Oberstlt. i. G. Smend, vom 1. August 1944 (Geheime Reichssache), (Photokopie im Besitz des Verfassers).

<sup>23</sup> Aufzeichnungen Engel, a. a. O., vom 19. Januar 1943 (siehe Fußnote 5).

<sup>24</sup> Smend, a. a. O. (siehe Fußnote 22), Blatt 3.

<sup>25</sup> Aufzeichnungen Engel, a. a. O. (siehe Fußnote 5), vom 26. November 1942; Tagebuch Richthofen (siehe Fußnote 4) vom 16. Dezember 1942.

<sup>26</sup> H. Doerr, «Der Feldzug nach Stalingrad», Darmstadt 1955, S. 62 ff.; Tagebuch Richthofen, a. a. O. (siehe Fußnote 4), vom 25. November 1942.

<sup>27</sup> Hierzu vor allem: E. Manstein, «Verlorene Siege», Bonn 1955, S. 319 ff.; Tagebuch Richthofen, a. a. O. (siehe Fußnote 4); Wieder, a. a. O. (siehe Fußnote 19).

<sup>28</sup> Ia KTB-Unterlagen der 6. Armee vom 1. Dezember 1942 bis 9. Januar 1943.

<sup>29</sup> Akten HGr.Don vom 15.Dezember bis 23.Dezember 1942: Hier vom 23. Dezember 1942, 18.40 Uhr. Unterzeichnet: v. Manstein.

<sup>30</sup> Tagebuch Pickert vom 19. Dezember 1942 (Abschrift im Besitz des Verfassers).

<sup>31</sup> Tagebuch Richthofen (siehe Fußnote 4), vom 26. Dezember 1942; 8. Januar 1943; 18. Januar 1943.

<sup>32</sup> Auf die Interpretation Mansteins, «Wintergewitter» und «Donnerschlag» seien keine Alternative gewesen, sondern W. habe D. einleiten sollen, kann im Rahmen dieser kurzen Betrachtung nicht eingegangen werden. Vergleiche hierzu aber: Wieder, a.a.O. (siehe Fußnote 19), S. 133 ff.

<sup>33</sup> Paulus, «Ich stehe hier auf Befehl», herausgegeben von W. Görnitz, Frankfurt 1960.

<sup>34</sup> Jacobsen, «1939 bis 1945», a.a.O. (siehe Fußnote 6), S. 358 ff.

<sup>35</sup> Philippi-Heim, a.a.O. (siehe Fußnote 2), S. 195.

<sup>36</sup> Vergleiche Wieder, a.a.O. (siehe Fußnote 19), S. 205 ff.

<sup>37</sup> Tagebuch Richthofen, a.a.O. (siehe Fußnote 4), vom 25. November 1942.

<sup>38</sup> Warlimont, a.a.O. (siehe Fußnote 11), S. 13.

<sup>39</sup> Vergleiche S. Mette, «Vom Geist deutscher Feldherren», Zürich 1938, S. 39 und 180.

<sup>40</sup> Aufzeichnungen Engel, a.a.O. (siehe Fußnote 5), vom 22. Dezember 1942.

<sup>41</sup> Wieder, a.a.O. (siehe Fußnote 19), S. 159 ff.

<sup>42</sup> U. v. Hassell, «Vom anderen Deutschland», Zürich und Freiburg 1946, S. 157 (vom 24. Juni 1940).

<sup>43</sup> F. v. Senger und Etterlin, «Krieg in Europa», Köln/Berlin 1960, S. 39.

<sup>44</sup> W. Foerster, «Generaloberst Ludwig Beck. Sein Kampf gegen den Krieg», München 1953, S. 122.

## Verteidigungsprobleme im Gebirge

### Vorderhang-, Grat- oder Höhenstellung?

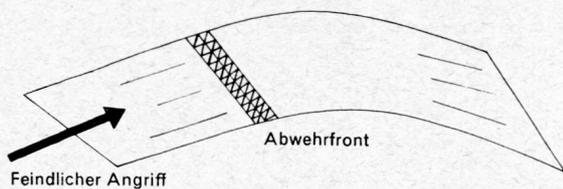
Von Major i. Gst. Riedi

Wohl jeder Truppenführer, der vor der Aufgabe steht, gebirgisches Gelände zu verteidigen, wird in vielen Fällen die grundlegende Entscheidung treffen müssen, ob er die Abwehrfront am Vorderhang, über die Kette oder am Hinterhang führen will. Dieses Problem tritt immer an den Führer heran bei der Verteidigung von Pässen oder wenn es gilt, dem Gegner das Überschreiten eines Höhenzuges zu verbieten.

Es wird im Folgenden der Versuch unternommen, Vor- und Nachteile dieser Geländewahl aufzuzeigen. Führungsvorschriften, Ansichten ausländischer militärischer Führer und einzelne Beispiele aus der Kriegsgeschichte wollen mithelfen, die Probleme auf möglichst breiter Grundlage darzulegen. Die Betrachtungsweise bezieht sich auf die entscheidungsuchende Verteidigung, die sogenannte unbefristete, und nicht auf den Kampf um Zeitgewinn, und sie ist immer vom Standpunkt des Verteidigers aus gesehen<sup>1</sup>.

#### 1. Die Verteidigung am Vorderhang

*Der Begriff.* Unter Vorderhang versteht man im taktischen Sprachgebrauch den dem Feindangriff zugeneigten Hang. Wählt man in der Verteidigung eine Vorderhangstellung, so verläuft die Abwehrfront über diesen dem Feindangriff zugekehrten Hang.



*Die Vorteile des Vorderhanges.* Der Vorderhang bietet dem Verteidiger meist weite Schußfelder an. Die Abwehr kann somit die Reichweite der Waffen voll ausnützen. Ihre Waffen können zeitlich lange schießen, was vor allem für den zahlenmäßig Unterlegenen von Bedeutung ist. Ähnliches läßt sich von der Beobachtung sagen: Sie ist einfach zu organisieren, bezüglich Feuer-

<sup>1</sup> Als Quellen standen zur Verfügung: Verschiedene Aufsätze in ASMZ, «Wehrkunde» und «Truppenpraxis»; Middeldorf, «Taktik im Rußlandfeldzug»; A. Buchner, «Kampf im Gebirge», «Die Feldzüge Rohans im Veltlin und von Lecourbe im schweizerischen Alpengebiet»; Theophil von Sprecher, «Aus der Geschichte der St. Luzisteig»; . . . . ., «Lehren aus dem Krieg, Gebirgskrieg»; verschiedene Literatur über die Kämpfe in Italien 1943/44.

leitung sind keine heiklen Verbindungsprobleme zu lösen, die Aktionen des Feindes sind leicht zu verfolgen, so daß im geeigneten Zeitpunkt das Feuer ausgelöst werden kann. Die Gefahr, überrascht zu werden, ist für den Verteidiger im allgemeinen gering. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil – auch psychologischer Natur – ist die Tatsache, daß der Feind seinen Angriff in der Regel bergauf führen muß und somit die Verteidiger aus überhöhter Stellung auf ihn herabschauen und wirken (HG-Wurf!) können. Aus diesem Grunde nimmt der Soldat die Vorderhangstellung gerne an.

*Die Nachteile der Stellung am Vorderhang.* Das Stellungssystem, die Waffenstandorte und die Bewegungen des Verteidigers sind der Beobachtung und dem direkten Beschuß durch den Angreifer ausgesetzt. Die Feuerleitung wird dem angreifenden Gegner erleichtert, und somit ist dieses Feuer sehr wirksam und präzise. Außerordentlich gefährlich können dem Verteidiger feindliche Unterstützungspanzer und Geschütze werden, die außerhalb der Wirkungsweite seiner Abwehrwaffen in Stellung stehen und mit genauem Schuß diese zusammenschießen oder am Feuern verhindern. Schlimmstenfalls kann die Kontrolle des Vorderhanges durch Feindfeuer so weit gedeihen, daß Stellungswechsel der Waffen oder Bewegungen von Reserven äußerst schwierig, sogar unmöglich werden. Weist der Vorderhang Wälder, Ortschaften, nicht eingesehene Geländefalten auf oder verbietet eine Talkrümmung den direkten Einblick, so mildern sich die erwähnten Nachteile, und es treten am Vorderhang gewissermaßen taktische Hinterhangvorteile auf. Doch verlieren solche Vorderhänge die oben erwähnten Vorteile zum Teil wieder. Vorderhänge sind vor allem dann unangenehm, wenn feindwärts gelegene Anhöhen oder steile Talflanken dem Angreifer gute Beobachtungsmöglichkeiten in den Raum des Verteidigers anbieten.

*Auffassungen ausländischer Fachleute.* «Die Hauptkampflinie der Deutschen lief im letzten Kriege in ungezählten, planmäßig erkundeten Verteidigungsstellungen auf dem Vorderhang.»

«Getreu der deutschen Führungsvorschrift von 1921, wonach in der Verteidigung den Artilleriebeobachtungsstellen die beherrschenden Höhen und der Infanterie genügende Feuerwirkung zu sichern waren, wurde die deutsche Infanterie im vergangenen Kriege an allen Fronten regelmäßig aus ihren oft daliegenden Stellungen herausgeschossen und erlitt schwerste Verluste.»